

EINÜBUNG UND WEISUNG

Ohne Halt – und doch gehalten (Sin arrimo y con arrimo)

*Überlegungen zu einem Gedicht
des spanischen Mystikers und Reformators Johannes vom Kreuz*

Das Gedicht von Johannes vom Kreuz, das hier vorgestellt werden soll, beginnt mit den drei Versen:

„Ohne Halt und doch gehalten,
ohne Licht im Dunkeln lebend
werd' ich gänzlich mich verzehren.“

Dieses Gedicht ist ein Reflex der Erfahrungen, die Johannes in seiner Gefangenschaft in Toledo gemacht hat. Er scheint es zwar nicht – wie einige andere Gedichte – in der Gefängniszelle selbst aufgeschrieben zu haben. Aber nichtsdestoweniger ist es Zeugnis dieser seiner Uerfahrung, die sein ganzes Leben fortan bestimmte – ähnlich wie es das Damaskuserlebnis des Paulus war, das dessen Leben fortan bestimmte. Diese seine Erfahrung wollte Johannes nicht für sich behalten. Er wollte sie ausrufen, ja – weil sie so schön war – hinaussingen. Und indem er sie einem Gedicht anvertraute, sagte er schon: ich habe nicht nur erfahren, wie es um mich selbst bestellt ist. Sondern ich habe erfahren, wie es um den Menschen überhaupt bestellt ist, was menschliche Existenz ist, ja – um Goethes Faust zu zitieren – was die Welt im Innersten zusammenhält. Denn ein Gedicht will ja, wie jedes Kunstwerk, an diesem Einen bespielfhaft aussagen, was das Ganze ist.

Viele machen sich auf den Weg, dieses Ganze zu erfahren. Die Alchimisten und Kabbalisten suchten und suchen, so wird erzählt, das Aleph, jenen Punkt im Raum, der alle Punkte in sich schließt, ein Zauberding, das mit einem Schlag alles, was ist, erkennen und vor allem auch erklären lässt. Heute nennt man das nicht mehr Aleph. Heute nennt man das Weltformel. Und Bücher wie das von Steven Weinberg oder Stephan Hawking über den Ursprung des Universums werden angekündigt mit den Worten: Er ist im Begriffe, die Formel zu finden, die das Weltall erklärt.

So etwas Ähnliches muß das sein, was Johannes vom Kreuz widerfahren ist. Nur: er hat die Urformel, das Aleph, die Antwort auf alle Fragen nicht gemacht, nicht sich durch geduldiges Überlegen oder Experimentieren ausgedacht, auch nicht durch Anhäufen von Tugendübungen wie ein indisches Yogi verdient, sondern er hat sie – unverdient und unverdienbar – geschenkt bekommen – und zwar in einer Situation, in der er selbst nichts mehr war und nichts mehr hatte – ein Häufchen Elend, krank, ausgepeitscht, in einer dunklen Zelle, dem Hungertode und der seelischen Verzweiflung nahe, ohne Kontakt mit der Außenwelt, ohne Briefe, ohne Bücher, ja sogar ohne Sakramente. Und da, als er körperlich, seelisch, geistig am

Ende war, im wörtlichen und im übertragenen Sinne sich in tiefster Nacht befand, da ging ein Licht ihm auf, nein, da ging das Licht ihm auf, das ihn alle Dunkelheit vergessen ließ, oder besser: das ihn die Dunkelheit geradezu umarmen und liebhaben ließ, weil sie ihm das Licht, dieses überirdische beseligende Licht geschenkt hatte.

Diese ihm geschenkte Grund- und Urfahrung will Johannes uns mitteilen – stammelnd nur, wie er selbst einmal sagt, und im Bewußtsein seines Unvermögens, das unendliche Licht einzufangen. Eines dieser stammelnden Worte ist das, mit dem unser Gedicht beginnt. Es lautet: Ohne Halt – und doch gehalten.

Das ist im Grunde in fünf kleinen Worten das ganze Gedicht, ja es ist der ganze Johannes. Und nicht nur das. Es ist das ganze Christentum. Ja, es ist die ganze menschliche Existenz, das Aleph, die Formel, die uns wissen läßt, was die Welt im Innersten zusammenhält.

I.

Ohne Halt und doch gehalten – das ist zunächst einmal die in vielen Wendungen, Bildern, Sprüchen immer wieder neu formulierte Zusammenfassung der Botschaft des heiligen Johannes vom Kreuz. Günter Benker bringt sie auf die Formel: Loslassen können – die Liebe finden. So betitelt er das Buch, in dem er die Lehre des Johannes darlegt¹. Hans Urs von Balthasar schreibt², um die Botschaft des Johannes in einem Satz zusammenzufassen: Nur wenn mir alles zu nichts wird, kann er – der nichts von allem ist, was ich kenne und bin – mein Alles werden – wenn mir alles, was mir bisher Halt gab – Traditionen, theologische Lehrsätze, Gesundheit des Leibes und der Seele, Unterstützung von Menschen – wenn das alles fortfällt und ich nichts mehr habe, an das ich mich klammern und das ich an die Stelle Gottes stellen und so zu meinem Götzen machen kann, dann endlich kann der sich mir zeigen, der das alles nicht ist und der darum, verglichen mit uns, das Nicht-Wir, die Nicht-Welt, kurz, das Nicht-Geschaffene und insofern, von uns aus gesehen, das Nichts ist, dann kann dieser nicht greifbare, nicht faßbare, nicht habbare Gott, mein Alles werden.

In den Schriften des heiligen Johannes vom Kreuz finden wir immer wieder ähnliche Formulierungen, mit denen er selbst das Gemeinte und im Grunde gar nicht Aussagbare aussagen will:

nichts genießen wollen führt zum alles genießen;
 nichts besitzen wollen führt zum alles besitzen;
 nichts wissen wollen führt zum alles wissen;
 nichts sein wollen führt zum alles sein;
 alles lassen führt zum alles haben.³

¹ Günter Benker, *Loslassen können – die Liebe finden. Die Mystik des Johannes vom Kreuz*. Mainz 1991.

² Vgl. Hans Urs von Balthasar, *Juan de la Cruz*, in: *Herrlichkeit*. Band II, Teil 2, Einsiedeln 1962, 465ff., hier 479.

³ Vgl. Juan de la Cruz, *Subida del Monte Carmelo*, Ib. I, cap. 13, 11. In der Übersetzung von

Das aber erinnert uns an die Botschaft des Apostels Paulus. In seinem zweiten Brief an die Korinther etwa begegnen uns die Antithesen, die aufreizenden Gegenüberstellungen, die auch Johannes vom Kreuz erfahren und durchlitten hat und die ihn sagen ließen: Ohne Halt – und doch gehalten.

Im 4. Kapitel dieses Briefes schreibt Paulus:
 Von allen Seiten werden wir in die Enge getrieben –
 und doch finden wir noch Raum.
 Wir wissen weder aus noch ein –
 und doch verzweifeln wir nicht.
 Wir werden niedergestreckt –
 und doch werden wir nicht vernichtet.

Ebenso klingt es im 6. Kapitel – wie Hammerschläge:
 Wir werden verkannt – und doch anerkannt.
 Uns wird Leid zugefügt – und doch sind wir fröhlich.
 Wir sind wie Sterbende – und seht: dennoch leben wir.

Und dann kommt der Satz, auf den alles zuläuft und der alles Vorhergehende zusammenfaßt: Wir haben nichts – und doch haben wir alles (2 Kor 6,10).

Das ist Johannes vom Kreuz. Das ist Paulus. Das ist aber auch Jesus, Jesu Leben und Jesu Botschaft.

Über Jesu Leben heißt es im Brief an die Philipper (2,8.9.6.11):
 Er erniedrigte sich – doch Gott hat ihn erhöht.
 Er wurde wie ein Sklave – und doch soll jeder bekennen:
 Er ist der Herr.

Und im Hebräerbrief lesen wir (2,9):
 Um seines Todesleidens willen wurde er mit Herrlichkeit gekrönt.

So ist auch die Botschaft Jesu:
 Wer hungert, wird gesättigt.
 Wer trauert, findet Trost.
 Wer arm ist, erbt das Himmelreich (Mt 5,6.4.3)
 Ja: Wer sein Leben verliert, wird es gewinnen (Lk 17,33).

Und wie eine Zusammenfassung der Botschaft Jesu will uns das Bild erscheinen, das Matthäus malt (vgl. Mt. 14,28 ff.): Petrus verläßt das Schiff, das ihm Halt gewährte, und schreitet über das Wasser. Und siehe da: Das Wasser trägt! Petrus geht nicht unter. Wie von unsichtbaren Kräften wird er über Wasser gehalten! Des Petrus Tollkühnheit wird belohnt! Nicht, weil er ausprobiert hätte, ob das Wasser wohl trägt, oder weil er zuvor seine Vernunft befragt hätte! Sondern weil er den Halt, den ihm das Schiff gewährte, ohne wenn und aber aufgegeben hatte. Nur weil Jesus gesagt hatte: Hab Vertrauen! Komm! – und weil Petrus gegen alle Vernunteinsicht diesem Wort vertraute!

Petrus hatte den Halt, den ihm das Schiff gewährte, aufgegeben. Ohne Halt war er – und wurde doch gehalten.

So formuliert Johannes das, was uns nach diesem kurzen Blick in die Bibel als Quintessenz des Christentums erscheinen will.

II.

Aber noch etwas lehrt uns die Bibel. Dieser Satz ist nicht nur die Quintessenz des Christentums. Er ist zugleich die Quintessenz jeder Begegnung mit Gott, jedes menschlichen Stehens vor Gott und damit der menschlichen Existenz überhaupt.

Denn so fängt das vor-Gott-Stehen des Menschen an und so beginnt darum die Geschichte Abrahams, in dem alle, die an Gott glauben, die Juden, die Christen, die Moslems – sich selbst wiedererkennen und den sie darum ihren Vater nennen: „Exi! Ziehe weg – weg aus deinem Land, weg aus deiner Heimat, weg aus deinem Vaterhaus.“ So formuliert es die Bibel (Gen 12,1; vgl. 24,7) in wachsender Verdichtung. Diese Erde ist nicht dein Zu-Hause – ihre Traditionen nicht, ihre Bindungen nicht, ihre Freuden nicht und auch nicht ihre Ängste. Was aber ist Abrahams Zu-Hause? Die Bibel verschweigt es nicht: Abraham zog hinaus ins Ungewisse. So steht es im Buche Genesis (Gen 20,13), und der neutestamentliche Hebräerbrief wiederholt es noch einmal ausdrücklich: Abraham zog hinaus, „ohne zu wissen, wohin er kommen würde“ (Hebr 11,8). Aber er tat es im Glauben an den Herrn! Glauben aber heißt – für ihn und für uns – mehr als Für-wahr-halten. Mehr auch als gehorchen und vertrauen. Glauben heißt im Hebräischen sich festmachen, sich binden, Halt finden, auch wenn die Erde wankt (Ps 46,3), Halt finden nämlich in dem, der der letzte Grund von allem ist, die tiefste Realität, und dessen Name heißt – wie der Psalmist uns lehrt – „Der, der da ist“ (Ps 68,5).

Abraham schon war „ohne Halt – und doch gehalten“! Verweilen wir etwas bei diesem Satz des Johannes.

Am Anfang steht: Ohne Halt. Damit fängt es an. Zuerst steigt Petrus aus seinem Boot. Zuerst machen wir die Erfahrung, daß wir arm sind, daß wir ratlos sind, daß das Leben nicht so verläuft, wie wir es uns erträumt haben, daß unsere Berechnungen nicht aufgehen, daß unsere Gebete nicht erhört werden, wir zumindest nichts davon merken, daß ärztliche Kunst versagt, daß wir nicht verstanden werden, daß die Menschen nichts von uns wissen wollen, daß am Ende von 2000 Jahren Christentum Konzentrationslager stehen, daß man von den Christen nicht mehr sagt „Seht, wie sie einander lieben“, sondern „Seht, wie sie miteinander streiten“, daß die vielen Kirchen, die nach dem Kriege in Deutschland gebaut wurden, leer stehen, daß Kinder nicht mehr getauft werden und die, die getauft sind, ihr Erwachsenwerden dadurch dokumentieren, daß sie nicht mehr zur Kirche gehen.

Aber dem ersten folgt ein zweites: „Und doch gehalten“. Ist das erste die Bedingung von dem zweiten? Muß zuerst die Leere kommen, damit dann die Fülle kommt? Wäre das die frohe Botschaft, die des Johannes und des Christentums? Daß da, wo nichts ist, das Alles Platz hat? Daß unsere Niederlagen Voraussetzung sind für den viel größeren Sieg? Daß unsere Verzweiflung die Rettung an sich zieht wie ein Magnet die Eisenspäne und wie das Meer das Wasser der Flüsse? Daß Abraham zuerst sein Land, seine Heimat, sein Vaterhaus und alles, was dieses mitbeinhaltet, verlassen muß, bevor er in Gott den fand, zu dem er sagen konnte: Herr, du mein Fels, mein Retter, mein Schild und meine Zuflucht (Ps 18,3)? So sieht es Johannes.

Das Verlassen des Weges ist das Betreten des Weges. Man muß weitergehen, darf nicht stehen bleiben, man muß den Halt des festen Bodens, auf dem man steht, auf-

geben, man muß aus dem Boot aussteigen, man muß sich loslassen, sich aufgeben, sich fallen lassen, sich anvertrauen, sich von einem ganz anderen halten lassen, einem, den man nicht sehen, hören, fühlen, schmecken, riechen kann, den man nicht einmal beweisen kann wie einen mathematischen Lehrsatz – und der einen trotzdem hält.

Johannes sagt das im nächsten Vers: „ohne Licht im Dunkeln lebend“. Er ist ehrlich. Er behauptet nicht: alles ist sonnenklar. Er gibt zu: Alles ist Wandeln im Dunkeln. Ohne Licht – ohne das Licht der Vernunft und philosophischer Argumente, ohne das Licht von vorzeigbaren Gebetserhörungen. Es ist wie ein Wandern im Un gewissen, ja in der Nacht, wo ich darauf angewiesen bin, daß ein anderer mich an die Hand nimmt und mich auf Wegen führt, die ich nicht sehen kann. Es ist wie ein Wandern auf dem Wasser, das nicht trägt – wie jeder sieht – und auf dem ich nur vorwärts schreiten kann, wenn mich eine ganz andere Macht trägt – und wenn ich – wie Petrus und wie Abraham – bereit bin, mich von dieser Macht tragen zu lassen.

Das sagt Johannes im dritten Vers: „werd' ich gänzlich mich verzehren“. Ich gebe mich hin, ich gebe mich auf, ich verschenke mich. Das ist der Gipfel der Frohbot schaft von dem „Ohne Halt und doch gehalten“. Ich selbst bin gefragt. Petrus selbst geht auf Jesus zu. Er ist nicht wie ein Stein, den jemand aus dem Schiff über das Wasser wirft. Er verfügt selber über sich – zu dem anderen hin, der ihn ruft und der auf ihn wartet. Ja, er wird erwartet. Ich werde erwartet. Es gibt jemanden, der auf mich wartet und der mir, mir ganz persönlich sagt: Komm! Und das ist der, der das Weltall trägt. Es ist der, den wir alle suchen, weil nur er die Antwort auf all unser Fragen ist. Aber, so sagt Johannes vom Kreuz: Viel mehr, als wir alle Gott suchen und auf sein wie immer geartetes Erscheinen warten, sucht Gott uns und wartet auf unser Erscheinen! Er, der alles hat, dem die Herrlichkeit des Himmels gehört, dem die Cherubim und Seraphim lobsingen, der wartet noch auf mich – und freut sich, wenn ich komme!

Jesus, der das Antlitz des Vaters ist und gesagt hat: Philippus, wer mich sieht, sieht den Vater, dieser Jesus hat sich gefreut, als Maria Magdalena am Vorabend seines Leidens seine Füße mit kostbarem Nardenöl übergoß und salbte. Er ist nicht nur der, der Geschenke verteilt. Er ist auch der, der Geschenke annimmt. Der sich darüber freut. Und sogar sagt: Arme habt ihr immer, mich aber nur noch kurze Zeit. Auch das ist Zeichen seiner Liebe: daß er Liebe annimmt. Daß er sich beschenken läßt. Daß er uns sagt: eure Gebete, euer Vertrauen, eure Zuwendung und die kleinen und die großen Zeichen eurer Liebe sind das, worauf ich warte – und wodurch ihr selber zur Erfüllung kommt. Sie sind eure Selbstvollendung. Denn wer sich verliert, wer sich verschenkt, wer sich hingibt – der findet sich, der findet sein Heil, sein Glück, sein ewiges Leben.

III.

Eigentlich hat Johannes mit diesen drei Zeilen schon alles gesagt. Aber er lädt uns ein, noch länger dabei zu verweilen. Er tut es, indem er noch drei Strophen eines Liedes folgen läßt.

Dieses Lied hat die Form eines bekannten Volksliedes und lehnt sich sogar an dessen Inhalt an, den Johannes aber umdichtet, auf seinen eigentlichen Inhalt zurückführt, als Lied von Gott verstehen lehrt. Er wählt diese dem Leser bzw. Höerer vertraute Liedform, weil wir uns, indem wir sein Lied vernehmen und meditieren, darin zu Hause fühlen sollen. Johannes will uns ja nichts Fremdes sagen. Er will uns helfen, unser eigenes Leben zu verstehen, zu bejahen und anzunehmen. Er will uns helfen, seine Botschaft als das anzunehmen, was sie ist: eine Botschaft der Freude.

Die einzelnen Strophen haben vieles gemeinsam. Sie münden ein in einen Satz, der im Vorspruch schon genannt war – an erster, an zweiter oder an dritter Stelle. Mit anderen Worten: Die drei Aussagen des Vorspruchs werden entfaltet, erläutert und dann noch einmal genannt, um aber diesmal viel besser verstanden zu werden. Und um dieses Verständnis herbeizuführen, hat jede Strophe in der ersten Zeile eine Überschrift und in der fünften der jeweils neun Zeilen eine Mitte, eine Achse, der vier Zeilen vorangehen und vier Zeilen folgen. Schließlich hat jede Strophe ein Wort, das nicht nur in dieser einen Strophe, sondern im ganzen Lied nur ein einziges Mal vorkommt, das uns darum in ganz besonderer Weise aufmerken läßt. Es ist wie ein Schlüsselwort, das diese eine Strophe und durch diese eine Strophe das ganze Lied besser verstehen läßt.

Danach sollte man also in jeder Strophe fragen: nach dem Geleitwort, der Mitte und dem Ziel – und nach seinem Schlüsselwort.

a) Die erste Strophe lautet:

Losgelöst ist meine Seele.
Nichts Geschaff'nes hält sie fest.
Über sich hinausgehoben
Schmeckt sie Leben wie noch nie.
Gott alleine gibt ihr Halt.
Drum das Wort, das ich euch sage:
Das, was ich am meisten schätze,
ist, daß ich mich jetzt schon sehe
ohne Halt und doch gehalten.

Losgelöst ist meine Seele. Das ist das Geleitwort, gewissermaßen die Überschrift zur ersten Strophe. Es ist wie die erste Stufe der Nacht, die Johannes immer wieder besingt, weil sie ihn zu Gott geführt hat. Und der Weg zu Gott beginnt nun einmal mit dem Loslassen von allem, was geschaffen ist, wie es in der zweiten Zeile der ersten Strophe heißt. Nicht als wenn das Geschaffene schlecht wäre. Sondern weil es nicht Gott ist – und weil Gott uns mehr geben will als diese Erde zu bieten hat.

„Du also, Herr,“
schreibt Augustinus in seinen Bekenntnissen,
„hast Himmel und Erde erschaffen,

der du schön bist – denn sie sind schön;
 der du gut bist – denn sie sind gut;
 der du bist – denn sie sind.

Doch sind sie nicht in der Weise schön
 und sind nicht in der Weise gut
 und nicht in der Weise sind sie
 wie du, ihr Schöpfer,
 mit dem verglichen
 sie weder schön sind
 noch gut sind
 noch sind.“⁴

Und Gott will uns an sich binden – was nur geht, wenn wir keine anderen Götter neben ihm haben – keine schöne Natur, keine mathematischen Beweise, keine weiße Weste, die uns stolz macht.

Gott? Ja, Gott ist es. So sagt es die Mitte der Strophe: Gott allein gibt uns Halt „allein“, wie es sonst nur die Reformatoren gesagt haben, während die Katholiken oft Hemmungen haben, es in dieser Radikalität auszusprechen. Johannes hat diese Hemmungen nicht. Er sagt ungeniert: Gott allein.

Zugleich fällt damit das Schlüsselwort der ersten Strophe: Gott. Bisher hatte Johannes es nicht ausgesprochen, und er wird es auch nicht wiederholen. Wir hatten es von Anfang an unterstellt. Nun aber sagt er es: Gott gibt uns Halt. Er, der Unwandelbare, der Getreue, der Fels in der Brandung, der den Psalmisten singen lässt:

Wenn Wasserwogen tosen und schäumen,
 und Berge erzittern:
 Wir fürchten uns nicht.

Denn Gott ist uns Zuflucht und Stärke.“ (Vgl. Ps 46, 2–4)

Das aber lässt Johannes allen Schrecken des Ohne-Halt-Seins vergessen. Anstatt zu beklagen, was er alles aufgeben muß, besingt er, was er gefunden hat: ein ganz neues Freiheitsgefühl, ein ganz neues Leben. Er schmeckt es geradezu, genießt es, schätzt es. Und wenn er jetzt zum Schluß der ersten Strophe die erste Zeile des Vorspruchs wiederholt, hat sie einen ganz neuen Klang bekommen. Nicht etwa: ich Bedauernswerter, der ich ohne Halt bin. Sondern: Ich Benediktionswerter, der ich von Gott gehalten bin, und so einen Halt gefunden habe, den mir sonst niemand und nichts geben kann, am allerwenigsten ich selbst!

b) Die zweite Strophe lautet:

Finsternis lässt mich erdulden
 dieses todgeweihte Leben.
 Dennoch ist mein Schmerz nicht groß,
 weil, auch wenn das Licht mir fehlt,
 ich ein himmlisch Leben lebe.
 Solch ein Leben schenkt die Liebe.

⁴ 11. Buch, Kap. 6, Nr. 4. (Hier zitiert nach Peter Knauer, *Unseren Glauben verstehen*. Würzburg ⁴1991, 20)

Und je blinder diese Liebe,
desto mehr geb ich mich hin,
ohne Licht im Dunkeln lebend.

Diese Strophe wird eingeleitet mit dem Hinweis auf die Finsternis, in die sich der begibt, der sich Gott anvertraut. Es ist gewissermaßen die zweite Stufe der Nacht, die Mitternacht, die eintritt, wenn die Dämmerung ganz vorüber ist. Dem entspricht das Schlüsselwort, das diese zweite Strophe kennzeichnet: blind. Ja, blind. Wenn Nacht mich umgibt, wenn ich nichts mehr sehe, bin ich blind. Aber Johannes zweifelt nicht. Er sagt es an vielen anderen Stellen seiner Bücher: Je blinder, desto besser! Denn dann vertraue ich mich dem einzigen an, der den Weg weiß, weil er schon am Ziel ist, ja, weil er selber dieses Ziel ist, und der darum nicht irren kann, dem einzigen auch, der nichts anderes will, als mich zu eben diesem Ziel zu führen. Darum freut sich Johannes, wenn er blind ist, so blind, daß er gar nicht mehr auf die Idee kommt, selbst seinen Weg zu suchen, weil er einsieht, daß er ihn allein nicht findet, und darum röhmt er die Nacht, die ihn mit Blindheit geschlagen hat, vor allem die Nacht seiner Kerkerhaft in Toledo, wo er wirklich nichts und niemanden mehr hatte als Gott allein. O Nacht, die Führer wurde, singt er in seinem Lied von der dunklen Nacht – weil sie mich den finden ließ, der mich liebt und der in mir die Liebe weckte.

So auch hier: Er hat den Himmel schon auf Erden, weil er die Liebe entdeckt hat, die Liebe, die notwendig blind ist und blind macht. Denn wollte man sie von Vernunftbeweisen abhängig machen, dann würde man diese Vernunftbeweise ja über die Liebe stellen.

Natürlich kennt Johannes den alten Streit, der so alt ist wie die Menschheit: ob denn das Erkennen nicht das erste sein müßte und die Liebe zu dem Erkannten nur das Zweite sein könnte – oder ob nicht die Liebe erst die Augen öffnet bzw. überhaupt erst nach dem Geliebten suchen macht. Johannes entscheidet sich für das Zweite, wie sein großes Lied der Liebe lehrt, das mit den Worten beginnt:

- Wohin, Geliebter, bist du nur entchwunden?
Warum läßt du voll Sehnsucht mich zurück?

Johannes ist wie Petrus, der sich blindlings dem Wasser anvertraute, das nach menschlichen Berechnungen ihn gar nicht tragen konnte. Aber die Liebe zu Jesus, seinem Herrn und Meister, überwog all diese Bedenken.

Und wenn Schwierigkeiten kommen, dann ist Johannes auch wie Petrus. Denn als im Angesicht des heftigen Windes Angst und Verzagtheit in ihm aufstiegen, da ging Petrus nicht etwa zurück zu dem Boot, das er verlassen hatte, sondern da wandte er sich nur um so mehr und um so beschwörender an Jesus. Und zu ihm und zu keinem anderen rief er: Herr, rette mich. Je drohender die Stürme, je größer die Dunkelheit, die mich umfängt, je aussichtsloser mein Leben, desto mehr halte ich mich an dich, o Herr, der du mich glauben, hoffen, lieben lehrst und mir – wie die Mitte unserer zweiten Strophe voller Kühnheit sagt – den Himmel schon auf Erden schenkest.

Und wenn Johannes jetzt am Schluß der zweiten Strophe den zweiten Vers des Vorspruchs wieder aufgreift und sagt: „ohne Licht im Dunkeln lebend“, dann klingt auch das ganz anders als zuvor. Dann spürt man, wie dieser Vers seinem letzten

Wort zusteckt: lebend. Das war vorher schon in der Mitte der Strophe angeklungen: ein himmlisches Leben führe ich, ein Leben, das die Liebe schenkt. Und das läßt ihn alle Dunkelheit vergessen, auch das Leid, das in der ersten Zeile der zweiten Strophe noch angeklungen war: „erdulden“ schrieb er da. Und auch das dem-Tode-ausgeliefert-Sein des irdischen Lebens, auf das er in der zweiten Zeile der zweiten Strophe hingewiesen hatte, ist jetzt vergessen. Johannes ist da wie Paulus, der im Römerbrief schreibt (8,35 ff):

„Was kann uns scheiden von der Liebe Christi?

Bedrängnis oder Not oder Verfolgung?

Hunger oder Kälte, Gefahr oder Schwert? ...

All das überwinden wir durch den, der uns geliebt hat.

Denn ich bin gewiß:

Weder Tod noch Leben,

weder Engel noch Mächte,

weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges,

weder Gewalten der Höhe oder Tiefe noch irgendeine andere Kreatur

können uns scheiden von der Liebe Gottes,

die in Christus Jesus ist, unserem Herrn.“

Ohne Licht, im Dunkeln – ja, gewiß, – aber lebend, und zwar ein himmlisches Leben lebend, ein Leben, das die Liebe schenkt.

c) So endet die zweite Strophe und leitet so über zu der dritten, die mit den Worten beginnt „Alles dies bewirkt die Liebe“ und deren vollständiger Text lautet:

Alles dies bewirkt die Liebe.

Seit ich endlich sie erkannte,

macht das Gute und das Schlechte

sie zu einem süßen Duft,

weil sie mich in sich verwandelt.

Schnell in ihrer duft'gen Flamme,

die ich innerlich verspüre,

ohne daß was übrigbleibt,

werd' ich gänzlich mich verzehren.

Die dritte Strophe ist das Ziel, die Erfüllung der vorhergehenden – wo wie die dritte Stufe der Nacht, das Aufscheinen der Morgenröte, das Ziel und die Erfüllung der vorhergehenden Stufen ist, nämlich der Abenddämmerung, die den Tag versinken läßt bzw. mich den Tag loslassen läßt, und der Mitternacht, die so abgrundtief ist, weil Gott, der uns da begegnet, selbst so abgrundtief ist und uns noch gar nicht erkennen läßt, wohin er uns denn führen will.

Jetzt aber ahnen wir es: Nacht ist der Weg zum Licht, und Licht ist der Weg zum selber hell und licht werden, und Liebe ist der Weg, Liebe zu wecken.

Die Abhängigkeit von den vorhergehenden Strophen, die ja hier ihre Erfüllung finden, zeigt sich in zwei Worten, die nicht neu sind: Die Liebe tauchte schon in der zweiten Strophe auf und der Wohlgeschmack bereits in der ersten. Aber in der ersten Strophe verband sich das Eigenschaftswort wohlschmeckend mit dem Hauptwort Leben. Das Wort Leben aber kam zwar in der zweiten Strophe wieder. Jetzt aber fehlt es. Jetzt ist es ersetzt durch das Wort Flamme, das so alt ist wie die Liebe.

Denn schon im alttestamentlichen Hohenlied der Liebe wird diese unter dem Bild der Flamme besungen: „Stark wie der Tod ist die Liebe; ihre Glüten sind Feuerglüten, gewaltige Flammen!“ (8,6) Flamme ist zugleich das Wort, das nur hier erscheint. Es ist das Schlüsselwort, das uns das Verständnis zu dieser dritten Strophe und eigentlich zum ganzen Gedicht aufschließt. Die Flamme ersetzt das Leben, setzt sich an die Stelle des Lebens, verschlingt das Leben, so wie es das brennende Holzscheit verschlingt und in sich verwandelt. Das Leben ist nur noch Flamme, Feuer, Glut. Deshalb also Himmel auf Erden, wie es in der zweiten Strophe heißt. Deshalb also Wohlgeschmack, wie es in der ersten Strophe heißt. Und deshalb die Mitte der dritten Strophe, die bekennt, daß die Liebe den Johannes in Liebe verwandelt hat. Die göttliche Liebe, die er erfahren hat, als er das Berührsein von Gott erfuhr, diese Liebe macht, daß er selbst zur Liebe geworden ist, zur lodernden, flammenden, sich verschenkenden, sich hingebenden, sich verzehrenden Liebe, sich verzehrend wie eine Kerze, die zur brennenden Flamme wird und gänzlich darin aufgeht.

IV.

Darauf läuft das Gedicht also zu, damit endet es, so wie die Nacht mit dem Aufsteigen der Morgenröte endet, aber nicht, damit wir die Morgenröte distanziert bewundern, sondern damit wir uns selbst von ihr in Licht und Leben und Wärme und Freude tauchen, ja verwandeln lassen, damit wir selbst Sonne werden, Licht, leuchtende, Wohlgeruch verbreitende Flamme. Wohlgeruch für wen? Für den, der sie in uns entzündet hat.

Das ist ja das Beglückende: daß Gott selbst auf unsere Liebe wartet. Wie der Bräutigam auf die Braut, so wartet dein Gott auf dich, schreibt Jesaja. Und man weiß gar nicht, was beglückender ist: sich als geliebt zu erfahren – oder zu erfahren, daß die eigene Liebe erwartet, ersehnt, begrüßt wird – weil sich beides gar nicht trennen läßt.

Johannes hat beides erfahren – und das läßt ihn vor Freude singen und uns verkünden: euer Gott, der hinter allem steht, nimmt euch ernst. Er läßt euch das Vordergründige und Unzulängliche dieser Welt erfahren, damit ihr mit leeren Händen vor ihn tretet, bereit, ihn selbst zu empfangen und euch von ihm in sich selbst verwandeln zu lassen – in seine Liebesglut –, so daß ihr ihm göttliche, heiße, ihm genehme Liebesglut schenken und zugleich in dieser hingebenden Liebe euch selbst verwirklichen könnt – euch selbst verwirklichen und zu euch selbst kommen, weil ihr erfahrt: ich bin gemeint, der große Gott schenkt sich mir, und: der große Gott wartet auf mich, freut sich über jedes Zeichen meiner Liebe, jede Äußerung meiner Liebe, jedes noch so kleine Gebet, wenn ich nur mich selbst dorthinein lege.

Darum sollte auch diese kurze Betrachtung einmünden in ein Gebet, in den stammelnden Versuch, den Gott, den Johannes als seinen Gott erfahren durfte, auch unseren Gott sein zu lassen, das Du, das uns trägt, weil es uns Liebe verheißt und auf unsere Liebe wartet.

Wenn wir von Gott sprechen, ist alles, was wir sagen, mehr falsch als wahr. Mag die Ähnlichkeit unserer Aussagen auch noch so groß sein, größer ist die Unähn-

lichkeit, sagt das vierte Laterankonzil. Doch wenn wir zu Gott sprechen, ist es immer richtig. Gott nimmt uns so, wie wir sind. Ihm können wir alles sagen, was uns erfüllt. Ihm können wir uns anvertrauen. Und das ist ja das, wozu Johannes uns einlädt. Er will nicht unser Wissen vermehren, sondern unsere Hingabe.

V.

Zum Schluß sei eine neue Übersetzung des Gedichtes „Sin arrimo y con arrimo“ vorgelegt. Sie drängte sich dem Verfasser auf, nachdem die obigen Überlegungen bereits niedergeschrieben waren. Es handelt sich um eine Übersetzung, die nicht wörtlich ist, die aber vielleicht gerade deshalb dem, was Johannes uns sagen will, näherkommt. Einerseits ist die Form, in der Johannes sein Lied verfaßte, die zwar seinen Zeitgenossen vertraute, aber nicht mehr die uns vertraute, während andere Formen, wie die hier gewählte (bzw. sich dem Schreiber aufdrängende), uns wahrscheinlich näher sind. Und andererseits will Johannes nicht etwas darlegen, sondern hinausjubeln, was ihn erfüllt, getragen von „der Überzeugung, daß die Sache des Menschen im Grunde nur exklamatorisch, in Form von Aufschreien ... zur Sprache gebracht werden kann“, wie Eugen Biser in seinem Paulus-Buch schreibt⁵. Diese Übersetzung bzw. Nachdichtung lautet:

Johannes vom Kreuz

Kein Halt – aber gehalten
(Sin arrimo y con arrimo)

Kein Halt – aber gehalten!
Kein Licht – aber das Leben
leb ich – ganz mich verzehrend.

Halt gibt	Hinter mir lassend alles Geschaffne find ich dort oben Leben, das schmeckt. Gott nur allein. Was soll ich sagen? Wie es benennen, was ich so schätze?
Kein Halt	– aber gehalten!

⁵ Eugen Biser, *Paulus. Zeuge, Mystiker, Vordenker*. München 1992, 242.

Finsternis leid ich
auf dieser Erde
ohne Verzweiflung.
Sondern statt dessen
hab ich Himmel auf Erden.
Liebe voll Inbrunst,
Liebe voll Blindheit
gibt dem Verliebten
kein Licht – aber das Leben.

Liebe bewirkt das,
seit ich sie kenne.
Alles verzehrt sie,
macht's sich zu eigen.
Mich selbst wandelt sie um.
Loderndes Feuer
spür ich im Innern.
Ungestüm, rastlos
leb ich – ganz mich verzehrend.

Walter Repges, Wachtberg-Villiprott